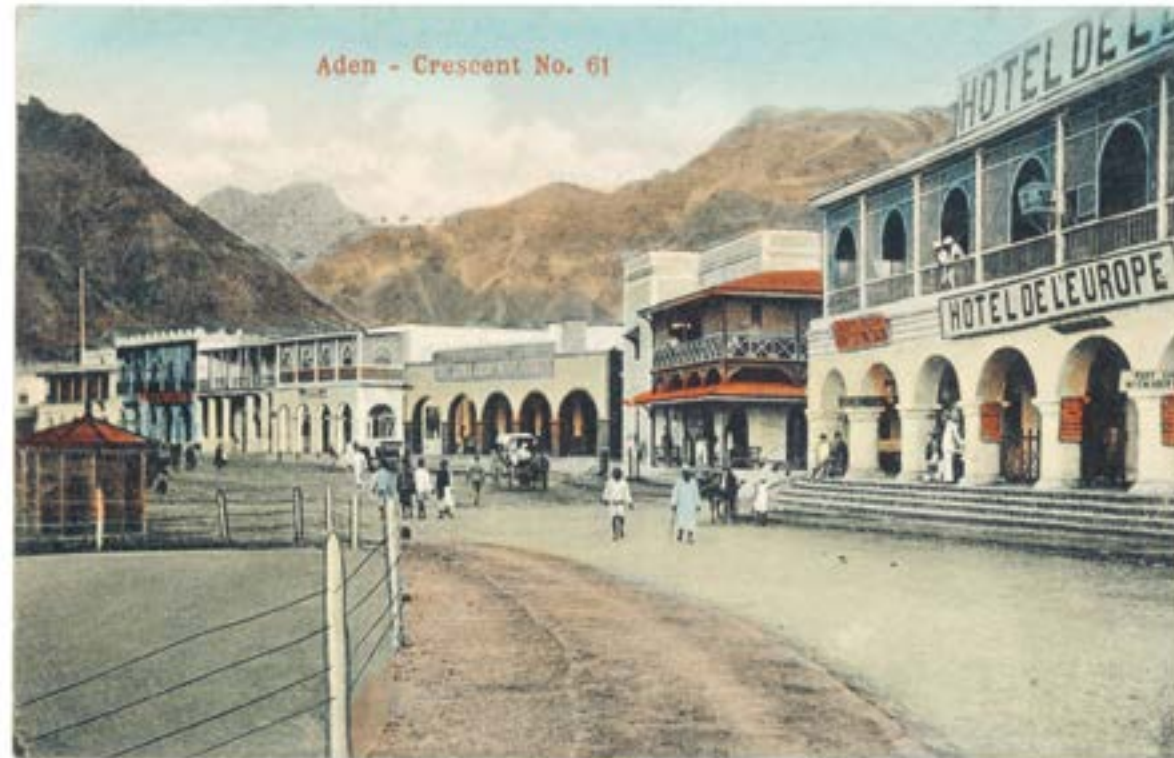


Grüße aus einem anderen Aden Bilder der Moderne vom Crescent

Postkarte aus der Produktion der jüdischen Großfamilie Benghiat, die das Hotel de l'Europe am Crescent betrieb.



Von Shaul Marmari

Nach der Einweihung des Suezkanals im Jahr 1869 nutzten viele Passagiere auf den westöstlichen Dampfschiffahrtslinien die Möglichkeit, einen Zwischenstopp in Aden einzulegen, einer britischen Kolonie an der Südspitze der arabischen Halbinsel. Reisende, die im Hafen von Aden ankamen, trafen nicht sofort auf die eigentliche Stadt mit ihrer überwiegend jemenitisch-arabischen, aber auch jemenitisch-jüdischen, indischen und somalischen Bevölkerung, sondern sie gingen im kolonialen Viertel an Land, das unter seinem englischen Namen als Steamer Point bekannt war. Gleich gegenüber der Anlegestelle empfing sie ein weitläufiger Park mit einer Statue Königin Victorias in seiner Mitte, den eine Reihe niedriggeschossiger Gebäude mit Arkaden umrahmte. Der parallel zur Hafentfront verlaufende Straßenbogen, an dem sie standen, wurde Prince of Wales Crescent oder einfach Crescent genannt. Am Crescent befanden sich neben einer Polizeistation, ausländischen Konsulaten und einigen Geschäften auch zwei Hotels, die hervorstachen: das Hotel de l'Europe und das Hotel de l'Univers, als ob – wie ein zeitgenössischer Besucher die klangvollen Namen sarkastisch kommentierte – „ganz Europa, ja, das ganze Universum sich darum reißen würde, in Aden Station zu machen“. Ungeachtet solchen Spotts erlangte das Hotel de l'Univers internationale Beachtung, nachdem es Arthur Rimbaud, einen Wegbereiter der modernen Dichtung, bei einem Aden-Aufenthalt in den 1880er Jahren beherbergt hatte. Das Hotel de l'Europe wurde jahrelang von den Benghiats geführt, einer aus dem osmanischen Izmir stammenden sephardischen Großfamilie, die sich nicht im jüdischen Viertel des alten Aden unter den Einheimischen, sondern im neuen kolonialen Steamer Point niedergelassen hatte. Im Unterschied zu den traditionellen Juden im Ort beherrschten

sie europäische Sprachen, kleideten sich nach westlicher Mode und waren, wie ein jüdischer Zeitgenosse beobachtete, kaum als Juden zu erkennen. Die Ernennung eines Familienmitglieds im Jahr 1911 zum Khan Bahadur, einem Ehrentitel für Verdienste um den Raj, die britische Herrschaft in Indien, bezeugt ihre engen Verbindungen zur Kolonialverwaltung. Im Jahr 1900 bewarben die Benghiats ihr Hotel als „im gesündesten Teil der Stadt gelegen, im Zentrum des Steamer Point, mit Zimmern samt Veranda mit Strandblick“. Der direkt daneben liegende „Anglo-Turkish Shop“, der von derselben Familie betrieben wurde, bot den Hotelgästen und anderen Reisenden alles an, was ein Besucher aus dem „Abendland“ als Mitbringsel aus dem „Orient“ sich nur wünschen konnte: Mokka-Kaffee, kostbare Textilien, arabische Dolche und chinesische Kuriositäten. Und für diejenigen, die die Sehenswürdigkeiten der Hafenstadt in Erinnerung behalten wollten, hatte er auch Postkarten mit „fotografischen Ansichten von Aden“ im Angebot. Die Benghiats verkauften aber nicht nur Ansichtskarten von Aden, sondern stellten sie auch selbst her. Mitglieder der Familie müssen wohl zu den ersten Fotografen des Ortes gehört haben, die ihr Handwerk weitab von den eigentlichen Zentren der Fotokunst betrieben. Aus der arabischen Kolonie schickten sie Berichte über ihre Experimente, technische Anfragen und Bitten um Zulieferkontakte an das *British Journal of Photography* in London. Das benachbarte Geschäft bot schließlich neben den gedruckten Postkarten mit Aufnahmen von Aden sogar Kodak-Kameras und Zubehör zum Kauf an. Die Benghiat-Postkarten zeigen verschiedene Szenen aus Aden, die oft koloriert, nummeriert und in Jugendstil-Schrift betitelt sind. Viele



↑ Ein Mann erklimmt einen Strommast am Crescent, der im Zuge der Modernisierung elektrifiziert wird. Ansichtskarte von Menahem Awad („M. Howard“).

dieser Fotografien – etwa einer Gruppe somalischer Jugendlicher, die Obst auf dem Boden verkauft, oder einer arabischen Familie, die sich um ein Kamel scharf – heben den „orientalischen“ Charakter der Stadt hervor. Auf anderen wiederum steht Adens Umbau in eine moderne Hafenstadt im Mittelpunkt: betriebsame Landungsstege, ankernde Dampfschiffe und Infrastrukturprojekte zeigen den Lauf des Fortschritts in der Stadt. In den Aufnahmen des Crescent sind diese beiden Seiten der Stadt zugleich eingefangen: öde und wüste Bergzüge, die traditionellen Kopfbedeckungen der Einheimischen und die Arkadenhäuser finden sich neben dem nach Plan angelegten Straßenverlauf, Männern in europäischen Anzügen und schließlich dem Hotel de l'Europe selbst. Noch deutlicher zeigt sich die Modernität des Crescent auf einer späteren Postkarte, bei deren angegebener Urheber „M. Howard“ es sich um Menahem Awad gehandelt haben muss. Anders als die Benghiat-Familie, die aus Izmir nach Steamer Point gekommen war, stammte Awad aus dem jüdischen Viertel von Aden, das sich im Stadtteil Crater befand. In den 1880er Jahren reiste er nach Indien, damals ein Zentrum des judäo-arabischen Journalismus und Verlagswesens, und gründete nach seiner Rückkehr in Aden eines der ersten Verlagshäuser der Kolonie. Neben der Veröffentlichung religiöser Literatur auf Hebräisch und im judäo-arabischen Dialekt wandte er sich mit seinem Unternehmen auch an die koloniale Leserschaft der Stadt. Um die Jahrhundertwende gab Awad die *Aden Weekly Gazette* heraus, die erste, wenn auch kurzlebige Zeitung auf der arabischen Halbinsel, und um 1915 den *Aden Focus*, an dem er wahrscheinlich auch als Redakteur mitarbeitete. Das Blatt verfügte über einen kleinen englischsprachigen Abonnentenstamm, einige Exemplare waren zudem im Hotel de l'Europe am Crescent zu erstehen. Auch Awad ließ Postkarten vom Crescent drucken. Nachdem der Straßenbogen jahrelang mit Kerzenlicht und Öllampen beleuchtet worden war, sind auf einer dieser Aufnahmen Männer zu sehen, die auf Strommasten klettern, um im wörtlichen wie übertragenen Sinne Licht in die entlegene Kolonie zu bringen. Mit der massenhaften Vervielfältigung

und weltweiten Verbreitung solcher Bilder als Postkarten, die von Einheimischen, Besuchern und Durchreisenden verschickt wurden, sollte der Crescent zum Wahrzeichen des modernen Aden und Inbegriff des kolonialen Zivilisationsprojekts werden. Awad und die Benghiats hielten mit ihren Postkarten den Übergang Adens in die Moderne fest, an dem sie selbst als Hoteliers, Verleger, Unternehmer und Fotografen aktiv beteiligt waren. Doch sind es nicht ihre optimistischen Aufnahmen des Crescent, die sich in das jüdische Gedächtnis von Aden eingeschrieben haben. 1947 kam es abseits vom Steamer Point im jüdischen Viertel in Crater zu einem Pogrom, bei dem 82 Juden umgebracht wurden. Die Fotografien der nach König Georg V. benannten niedergebrannten jüdischen Schule sollten zum Sinnbild dieser Katastrophe werden; und das noch weiter entfernt gelegene Lager in Hashed vor den Toren Adens fortan zum Symbol für die überstürzte Auswanderung der Juden aus dem Jemen. Die bedrückenden Aufnahmen von Tausenden jemenitischen Auswanderern, die unter unwürdigen Umständen im Lager darauf warteten, nach Israel ausgeflogen zu werden, sind heute die vielleicht am häufigsten mit dem jüdischen Aden assoziierten Bilder. Im Gegensatz zu diesen düsteren Erinnerungsstücken übermitteln die Postkarten Awads und der Benghiats Grüße aus einem anderen Aden. Ihr Crescent am Steamer Point zeigt eine weltbürgerliche Stadt, in der die koloniale Moderne nicht nur einen Import von außen durch das britische Empire darstellte, sondern die auch einheimische Pioniere hatte, zu denen jüdische Adenis wie die Benghiats und Awad gehörten.

Shaul Marmari ist Doktorand am Dubnow-Institut und forscht zur Geschichte der arabischen Juden in Britisch-Indien.

Von Frankfurt bis Leipzig

Jüdisches Leben an einer mittelalterlichen Handelsstraße

Von Andrea Hopp

Die Messestädte Frankfurt am Main und Leipzig waren über das Mittelalter hinaus durch eine Handelsstraße verbunden. Zu einem weitgespannten Wegenetz gehörend, war diese Route – schlicht bezeichnet auch als „die Straße“ – Teil der „Hohen Straße“ oder „Via Regia“. Sie verlief, von Frankfurt aus betrachtet, über Hanau, Gelnhausen, Soden-Salmünster, Steinau, Schlüchtern, Fulda, Eisenach, Gotha, Erfurt, Weimar, Jena und Weißenfels nach Leipzig. Gründung und Gedeihen der

genannten Orte wurden durch den Handelsweg begünstigt, auf dem sie als Verteilerknotenpunkte und Kommunikationszentren dienten. Der kleine Ort Steinau, bekannt durch die Märchen sammelnden Brüder Grimm, trägt heute noch den Beinamen „an der Straße“.

Im Zuge eines wachsenden regionalen und überregionalen Handels entstanden entlang der Route auch erste kleine jüdische Gemeinden. Daher ist eine der Geschichten, die es sich aus der Perspektive dieser Wegstrecke zu beleuchten lohnt, jene eines Verdichtungsraums jüdischen Lebens und Wirtschaftens vom Mittelalter bis in die Frühe Neuzeit. Die erzählte Geschichte vermittelt einen Eindruck von christlich-jüdischer Interaktion und Handelskonkurrenz, von wirtschaftlichem Wandel, dessen Rahmenbedingungen und den Auswirkungen auf die jüdischen Lebensbedingungen.

Anfangs bestimmten jüdische Kaufleute im Welthandel der karolingischen Agrargesellschaft das Bild, vor allem hinsichtlich der Beschaffung von Luxusartikeln wie Wein, Gewürzen oder

Medikamenten. Sprachgewandt, mobil und mit guter Kenntnis von Handel, Märkten und Geldverkehr wurde ihre Ansiedlung von Kaisern, Königen und Fürsten gefördert. Einen Hinweis auf diese Rolle liefert Eliezer ben Nathans (1090–1170) Handschrift aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts mit Anmerkungen zu Talmud-Traktaten *Even ha-Ezer* (Stein der Hilfe). Für Frankfurt am Main bezeugt diese jüdische Quelle gleichermaßen die Ersterwähnung von Juden in der Stadt und jene eines überregionalen Markts an diesem Ort. Wie geläufig ihre Präsenz zu diesem Zeitpunkt auf der Messe gewesen sein muss, spiegelt ein in dem Kompendium enthaltener religionsgesetzlicher Text, der „Juden, die zur Messe der Nichtjuden kommen“, und der Beachtung der Schabbatgrenze gewidmet ist.

Etwa zur selben Zeit wurde auch am anderen Ende des hier in den Blick genommenen Handelswegs, in Leipzig, erstmals eine jüdische Gemeinde erwähnt. Die Erstnennung von Juden und Jüdinnen in weiteren Orten zwischen Frankfurt und Leipzig reiht sich sodann zeitlich eng aneinander. In Fulda gab es vermutlich sogar bereits seit 1019 im Zusammenhang mit der Verleihung des Marktrechts an die Stadt eine jüdische Gemeinde. Auch im nahe gelegenen

Neuhof, einer Wasserburg an „der Straße“, war die jüdische Ansiedlung auf die Handelsroute zurückzuführen, dergleichen in Fliesen. Am Knotenpunkt zur „Böhmischen Straße“ wurde im 12. Jahrhundert in Erfurt die bedeutendste jüdische Niederlassung im mittelalterlichen Thüringen gegründet. Aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts datieren Ersterwähnungen in Schlüchtern und Eisenach, in der Jahrhundertmitte gefolgt von Gotha und 1260 Gelnhausen. Die Erstnennung in Hanau stammt aus dem Jahr 1313, in Steinau aus dem Jahr 1335. In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ist sie auch für Weimar und Weißenfels zu verzeichnen. 1367 wird ein „Moysen von Soden“ in Salmünster erwähnt, 1379 ein jüdischer Einwohner in Jena genannt. Mit dem Landausbau ab dem 12. Jahrhundert war seither die Zahl jüdischer Siedlungen zügig gestiegen. Die Wirtschaftstätigkeit ihrer Einwohnerschaft verschob

sich jetzt jedoch auf Darlehensgeschäfte und Pfandleihe mit einem oftmals hoch verschuldeten Landadel und Stadtbürgertum als neuen Geschäftspartnern, denn Zünfte und Gildenschlossen Juden vom Handwerk ganz und vom Warenhandel weitgehend aus.

Bei den spärlichen Quellen über diese Frühphase handelt es sich beispielsweise im Fall Schlüchtern um die Erwähnung eines jüdischen Friedhofs, der Rückschlüsse auf die Ansässigkeit einer Gemeinde im Gebiet um den Ort zulässt. In Steinau wurden Juden im Zusammenhang mit der Geldleihe erwähnt. Nicht selten zeugt gerade die frühe erhaltene Berichterstattung von den Gefahren, denen die jüdische Bevölkerung in Krisenzeiten in besonderem Maß ausgesetzt war. Krieg, Pest und Hungersnot trafen zwar alle Teile der Bevölkerung, aber ein nicht zuletzt seitens der Kirche geschürtes antijüdisches Ressentiment ließ die jüdischen Nachbarn als die Ursache allen Unheils erscheinen. 1235 wurden Juden erstmals in Fulda wie anderen Orten im deutschen Sprachraum des Ritualmords beschuldigt; in Gotha 1303. Im Jahrhundert der Pest als Brunnenvergifter und Hostienschänder verurteilt, wurde die jüdische Gemeinde in Steinau im 14. Jahrhundert, genauso wie jene in Erfurt,

Die erzählte Geschichte vermittelt einen Eindruck von christlich-jüdischer Interaktion und Handelskonkurrenz, von wirtschaftlichem Wandel, dessen Rahmenbedingungen und den Auswirkungen auf die jüdischen Lebensbedingungen.

Weimar und Gotha, fast völlig ausgelöscht. Die wenigen Überlebenden aus Steinau sollen danach den Bannfluch über die Stadt ausgesprochen haben, durften sich aber in ihr auch nicht mehr niederlassen, sondern innerorts nur noch bis Sonnenuntergang Handel treiben. Einige der Überlebenden zogen nach Schlüchtern, wo Juden während Jahrhunderten, auch hier nicht immer unbehelligt, wohnten.

In einem Rechtsgefüge, in dem Christentum und Kirche zum einenden Fundament kultureller Machtansprüche erklärt wurden, war der Status der jüdischen Kaufleute ausschließlich durch seitens des Königs beziehungsweise Kaisers verliehene „Privilegien“ geregelt. Sie beinhalteten die Genehmigung zur Ausübung



← Die Alte Brücke führte in südlicher Richtung über den Main aus der Frankfurter Altstadt heraus. Ausschnitt aus *Das Mainufer am Fahrtor*, Ölgemälde von Friedrich Wilhelm Hirt, 1757.



festgelegter Tätigkeiten und sollten gleichzeitig Schutz gegen Ausschreitungen bieten. Letzteres im unterschiedlichen Interesse beider Seiten: Während Jüdinnen und Juden Leib und Leben zu schützen suchten, fürchteten die Fürsten die ihnen durch solche Übergriffe möglicherweise drohenden finanziellen Verluste. Daraus entwickelte sich eine Schutzabhängigkeit, durch die Juden auf eine halbfreie Stellung herabsanken, die auch verbal zum Ausdruck kam. 1236 weitete derselbe Kaiser Friedrich II., der der Stadt Frankfurt vier Jahre später das Messeprivileg verlieh, ein bereits bestehendes Privileg Heinrichs IV. aus dem Jahr 1090 für die Juden von Worms und Speyer auf das gesamte alte Reich aus, in welchem sie zum ersten Mal als „unsere Knechte und Knechte unserer Kammer“ bezeichnet wurden. Wie leicht es war, sich eingegangener Schuldverpflichtungen mit den so Bezeichneten zu entledigen, zeigt der Erlass der „Judenschulden“ für die Stadt Gelnhausen durch Karl IV. aus dem

Jahr 1349. Schuldbriefe waren hier und an anderen Orten nur dann etwas wert, wenn der Schuldner zahlungswillig war. Der Alltag der jüdischen Kaufleute auf der Handelsstraße, der Grundlage ihrer Existenz, war beschwerlich, nicht nur wetterbedingt, sondern auch wegen der für sie geltenden Aufenthaltsregeln. Während ihrer mehrtägigen Ein- und Verkaufsreisen diente ihnen oftmals ihr eigener, mit Waren beladener Wagen als Nachtlager. Aufgrund der rituellen Speisebeschränkungen mussten sie eigene Lebensmittel mitführen. Zu den Gefahren des Wegs gehörten räuberische Überfälle und Diebstähle. Von Vorteil war es, mit mehreren Wagen gemeinsam zu fahren, um sich gegenseitig helfen zu können und nicht auf die Hilfe Dritter angewiesen zu sein, sollte der Wagen im Schlamm oder Schnee stecken bleiben. In vielen Städten kam es mit dem Entstehen eines christlichen Bankwesens zu Vertreibungen der einst geachteten Kapitalgeber. In Erfurt existierte eine abermalige Ansiedlung nur bis um die Mitte des 15. Jahrhunderts, und auch in Jena lebten ab dem 16. bis ins 19. Jahrhundert keine Juden mehr. In der Messestadt Frankfurt wurden sie im Jahr 1462 in eine neu erbaute „Ju-

dengasse“ an den Rand der Stadt abgedrängt. Ihre inferiore Stellung verdeutlicht die um 1475 angebrachte judenfeindliche Spott- und Schanddarstellung am Brückenturm der Alten Brücke in Frankfurt: Wer auf diesem Weg den Main querte, um zur Messe oder auch sonst in die Stadt zu gelangen, zog an dieser Szene vorbei.

Der wirtschaftliche und soziale Abstieg der Juden zum Trödler- und Hausierergewerbe manifestierte sich in den ersten drei Jahrhunderten der Neuzeit ab dem 15. Jahrhundert eklatant. Jetzt lebten viele von ihnen in kleinen Städten und Dörfern, wo sie sich von ländlichem Hausierhandel mit Getreide, Wein, Hopfen, Wolle, Häuten und Holz ernährten. Ihr Alltag war mühselig und entbehrungsreich. Viele der kleinen Händler trugen ihre Ware auf dem Rücken von Dorf zu Dorf. Ihr sichtbar niederer

Der Alltag der jüdischen Kaufleute auf der Handelsstraße, der Grundlage ihrer Existenz, war beschwerlich, nicht nur wetterbedingt, sondern auch wegen der für sie geltenden Aufenthaltsregeln.

Status minderte christliche Konkurrenzängste dennoch nicht – im Gegenteil: Die fortbestehende Funktion als Mittler von Handelsgütern zwischen Stadt und Land verschärfte sie. 1588 kam es beispielsweise in Steinau und Schlüchtern zu Konflikten zwischen christlichen Kaufleuten und den in der Quelle so bezeichneten „umherstreichenden Bündeljuden“. Das inkonsequente Muster von Koexistenz und Vertreibung, der wirtschaftlichen Ausnutzung bei Bedarf einerseits und der Verhinderung von Sesshaftigkeit und Wachstum der jüdischen Gemeinden andererseits, blieb bestehen. Der Zeitraum zwischen 1600 und 1800 war in Mitteleuropa von Kriegen und Naturkatastrophen gezeichnet. Plünderungen, Vertreibungen, immer größere Armut und Hunger machten Bauern und Händler zu Landstreichern. Und auch die Zahl Not leidender kleiner jüdischer Händler, die ein elendes Dasein fristeten, wuchs merklich. Gleichwohl wurden wiederholt Juden und Jüdinnen für die Hungersnöte verantwortlich gemacht und des Wuchers mit dem wichtigsten Grundnahrungsmittel, dem Korn, beschuldigt. Sogenannte Kornjuden-Medaillen wurden auf den Messen in Frankfurt am Main, Leipzig und anderswo als Andenken verkauft. Propa-

gandaartikel wie diese trugen dazu bei, das Stereotyp wachzuhalten, zu verbreiten und zu vertiefen. Ein solches Erinnerungsstück prägte der Medailleur Johann Christian Reich aus Fürth anlässlich der Teuerung 1771/72. Auf der Vorderseite war eine Person mit Stock in der Hand und Getreidesack auf dem Rücken abgebildet. Nach links schreitet sie einem aufgesperrten Teufelsrachen entgegen. Ein Teufel sitzt auf dem Sack und schlitzt ihn mit der einen Hand auf, mit der anderen schlägt er nach der Person. Diese wird umrahmt von dem Spruch „Kornjude verzweifle – und geh zum –“. Auf der Rückseite befindet sich eine Auflistung der gültigen Nahrungsmittelpreise.

Ab dem 16. Jahrhundert nahm die Bedeutung jüdischer Kaufleute, unter anderem auf den dreimal jährlich stattfindenden Messen in Leipzig, das sich zu einem Zentrum des Pelz- und Rauchwarenhandels entwickelte, wieder zu. Und in der aufkommenden merkantilistisch ausgerichteten Wirtschaftspolitik fielen gewerbliche Schranken, sodass sich Juden wieder allen Zweigen des Warenhandels zuwenden durften. Unverändert wurden sie jedoch seit ihrer Vertreibung aus Kursachsen 1536 in Leipzig nur noch zum Messebesuch zugelassen und mussten hierfür hohe Abgaben entrichten. Die Leipziger Judenordnung von 1682 schrieb überdies eine Kennzeichnung, das Tragen eines gelben Tuchs, vor. Wie beschwerlich es selbst war, auf der Messe Verstorbene, die von Frankfurt nach Leipzig unterwegs gewesen waren, ein jüdisches Begräbnis zukommen zu lassen, erlebte die Kauffrau Glikl bas Judah Leib (auch Glückel von Hameln, 1645/46–1724): Es bedurfte „großer Mühe“ und einflussreicher „Vermittlung“ sowie „vielen Geld“, die Leiche aus Leipzig, wo es „sehr böse und gefährlich“ gewesen sei, überhaupt nur wegbringen zu dürfen. Die nächstgelegene jüdische Gemeinde war das sechzig Kilometer entfernte Dessau. Das habe über 1000 Reichstaler gekostet, „und sie haben noch Gott gedankt“, dass der Transfer der Leiche gelang. Erst 1710 erhielt der Münzmeister und Hoflieferant Gerd Levi für sich und seine Familie ein Privileg, das ihm den Aufenthalt in der Messestadt gestattete.



↑ Leipzig gegen Ende des 17. Jahrhunderts. Reproduktion eines Holzschnitts aus der Zeitschrift *Die Gartenlaube*, 1858.

Einen Einschnitt in mehrfacher Hinsicht brachte das 19. Jahrhundert: Der Handelsweg verlor seine Bedeutung, auch weil bald der Gütertransport per Eisenbahn dem beschwerlichen Straßenweg Konkurrenz machte. Vor allem aber verhiess der soziopolitische Wandel im bürgerlichen Zeitalter auch der jüdischen Bevölkerung zwischen Frankfurt und Leipzig eine bis dahin ungekannte Hoffnung auf Zugehörigkeit und Rechtssicherheit. Indessen erwies sich beides, auf lange Sicht gesehen, abermals als trügerisch. Während der Novemberpogrome des Jahres 1938 wurden neben vielen anderen auch die Synagogen von Frankfurt am Main, Hanau, Neuhoof, Fulda, Eisenach, Gotha und Leipzig zerstört, jüdische Geschäfte und Wohnungen verwüstet und geplündert, Jüdinnen und Juden verschleppt und ermordet. In den meisten kleinen Orten entlang „der Straße“ existieren seitdem keine jüdischen Gemeinden mehr.

Andrea Hopp leitet seit 2007 den Standort **Schönhausen der bundesunmittelbaren Otto-von-Bismarck-Stiftung**. Seit 2014 wirkt sie darüber hinaus als **Fellow am Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin**.

Literatur

Mordechai Breuer, Frühe Neuzeit und Beginn der Moderne, in: *Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit*, 4 Bde., hg. im Auftrag des Leo-Baeck-Instituts von Michael A. Meyer unter Mitw. von Michael Brenner, München 1996–1997, hier Bd. 1: Mordechai Breuer/Michael Graetz, *Tradition und Aufklärung 1600–1780*, München 1996, 15–247 (bes. „Prolog: Das jüdische Mittelalter“).

Germania Judaica, Bd. 1: Von den ältesten Zeiten bis 1238, nach dem Tode von Markus Brann hg. von Ismar Elbogen, Aron Freimann und Hajim Tykocinski, Fotomechanischer Neudruck der Ausgabe von 1934, Tübingen 1963.

Germania Judaica, Bd. 2: Von 1238 bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, hg. von Zvi Avneri, 2 Teilbände, Tübingen 2018 (unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1968).

Andrea Hopp, *Jüdisches Leben an der Straße*, in: Willi Stubenvoll (Hg.), „Die Straße“. Geschichte und Gegenwart eines Handelsweges. 750 Jahre Messen in Frankfurt. Textband, Frankfurt a. M. 1990, 199–218.



Digitale Archive des jiddischen Theaters Die Wiederentdeckung einer verwaisten Geschichte

Von Matthew Johnson

Große Popularität und kulturellen Einfluss erlangte das jiddische Theater in Europa, den USA sowie in Palästina beziehungsweise Israel. Im Theater entdeckten und befragten Zuschauer:innen, aber auch Schauspieler:innen und Theaterprofis aller Art selbst die spannenden und manchmal radikalen Ausdrucksformen weltlicher Performance für das moderne jüdische und jiddischsprachige Leben. So hat es Alyssa Quint in ihrem 2019 erschienenen Buch *The Rise of the Modern Yiddish Theater* treffend herausgestellt. Als Form der Unterhaltung wurde das jiddische Theater auf diese Weise für viele auch zu einem Mittel, um die Konsequenzen der Säkularisierung, der Migration und sich verändernder Gendernormen zu reflektieren und neu zu gestalten.

Die Wirkungen des jiddischen Theaters sind bis heute spürbar: in Produktionen alter und neuer jiddischer Schauspiele im Original und in Übersetzung – wenn auch nur ein relativ kleines Korpus von ihnen regelmäßig aufgeführt wird. Einige zeitgenössische Stücke thematisieren sogar die Geschichte dieses Theaters selbst. Ein Beispiel hierfür ist Paula Vogels *Indecent* (2015), das sich mit dem Vermächtnis des Dramas *Got fun nekome* (*Der Gott der Rache*) aus dem Jahr 1906 von Sholem Asch auseinandersetzt, ein Stück, dem Obszönität vorgeworfen wurde. Dennoch ist die Geschichte des jiddischen Theaters aus mehreren Gründen schwer zu fassen. Nach dem Aufstieg der modernen jiddischen Literatur und der damit einhergehenden Etablierung eines neuen, stark männlich geprägten Kanons wurde ein Großteil des jiddischen Theaters als belanglos oder „Schund“ verspottet. Die Ablehnung von Bühnenschriftsteller:innen wie Avrom Goldfaden (1840–1908), die für die Entwicklung des modernen jiddischen Theaters extrem wichtig waren, führte zu dem, was Quint als eine „verwaiste Geschichte“ bezeichnet. Dies hatte auch zur Folge, dass die Forschung zum jiddi-

schen Theater lange Zeit nur wenig ausgeprägt war – obgleich sie in den letzten Jahren auf spannende Weise gewachsen ist.

Die Schwierigkeit, die Geschichte des jiddischen Theaters zu erfassen, ist aber nicht nur das Ergebnis wissenschaftlicher Vernachlässigung, sondern hat viel mit seiner materiellen Zugänglichkeit zu tun. Theateraufführungen, in all ihrer Lebendigkeit und Vergänglichkeit, galten lange als widerständig gegen jedwede Archivierung. Im Fall des jiddischen Theaters verschärft sich diese Herausforderung noch einmal zusätzlich, da die überwiegende Mehrheit der jiddischen Stücke nie veröffentlicht (geschweige denn übersetzt) und vor der weitverbreiteten Nutzung von Aufnahmetechnik aufgeführt wurden. Diese Situation bedeutet jedoch nicht, dass diese Geschichte grundsätzlich verloren ist, aber sie erfordert kreative Forschungsansätze und ein erweitertes Verständnis des Archivs.

Die Digitalisierung spielt dabei eine Schlüsselrolle. 2015 haben Mitarbeiter:innen der Dorot Jewish Division der New York Public Library (NYPL) einen unerlässlichen digitalen Leitfaden für die jiddische Theaterforschung erstellt (<https://nypl.org/blog/2015/09/11/yiddish-theater-research-guide>). Darüber hinaus haben Bibliothekar:innen wie Zachary Baker, Faith Jones und Amanda (Mirym-Khaye) Seigel inner- und auch außerhalb dieses Rahmens in den letzten zehn Jahren die Forschungsmöglichkeiten in dem Bereich grundlegend verändert. Die Möglichkeit, heute viele bedeutsame Theaterquellen – etwa Skripte, von denen einige nur handschriftlich existieren – leicht identifizieren und darauf zugreifen zu können, ist ihrem Engagement und den Digitalisierungsprojekten des YIVO Institute for Jewish Research, New York, und der Library of Congress, Washington D. C., zu verdanken. Da sich das Theater oder zumindest die Performance oft der Archivierung ent-

zieht, besteht ein Großteil dieser Quellen aus dem, was eine Aufführung umgibt, begleitet oder untermauert: Theaterzettel, Plakate, Werbefotos, Rezensionen, Buchhaltungsunterlagen usw. Diese Materialien bilden eine wahre Fundgrube, aber sie sind oft schwer auszuwerten und können genauso viel verbergen wie offenlegen.

In dieselbe Zeit fällt die Entstehung einer weiteren wichtigen Ressource für die Erforschung des jiddischen Theaters: das Digital Yiddish Theatre Project (DYTP), das 2012 von Joel Berkowitz und Debra Caplan gegründet wurde. Redaktionell wird es derzeit betreut von der bereits genannten Amanda (Mirym-Khaye) Seigel sowie von Sonia Gollance und Nick Underwood. Die Website des DYTP bietet drei Hauptzugänge: 1. einen an die interessierte Öffentlichkeit gerichteten Blog mit Fachartikeln zur Geschichte des jiddischen Theaters, Interviews mit Wissenschaftler:innen und Theaterpraktiker:innen sowie Rezensionen neuerer Produktionen; 2. die Datenbank Plotting Yiddish Drama, die

Ohne auf jeden Aspekt des DYTP – hinter dem ein Team steht, das sich durch disziplinäre und methodische Vielfalt auszeichnet – einzugehen, möchte ich hier hervorheben, wie das Projekt als wesentliche Ergänzung zu traditionelleren Archiven konzipiert ist. Ein Beispiel, das mich in diesem Zusammenhang besonders begeistert hat, ist ein Blogbeitrag aus dem Jahr 2021 mit einem Zeitstrahl zur Geschichte des Drag im jiddischen Theater: *A Timeline of Yiddish Drag*. Angesichts der zunehmenden Popularität von Drag in der jiddischen Kulturszene in den letzten Jahren wollten die Mitwirkenden des DYTP den historischen Hintergrund beleuchten und etwas von der Tradition des Drag im jiddischen Theater in die Gegenwart holen. In der dem Zeitstrahl vorangestellten Einführung formuliert es Faith Jones mit ergreifenden Worten: „Wir wussten, dass wir einige Vorläufer der heutigen jiddischen Drag-Performer finden wollten, um den aktuellen Überschwang von Fantasie [the current outpouring of imagination] in einen historischen Kontext zu stellen. Was wir gefunden haben, war offen gesagt erstaunlich. [...] Wir können noch nicht sagen, was es bedeutet, warum diese Ausdrucksform so beständig ist oder welches Bedürfnis sie erfüllt, aber wir wissen, dass sie hier bei uns lebt, und es fühlt sich befreiend an [and it feels like liberation].“ Was folgt, ist eine fabelhafte Liste von Ereignissen, in denen im jiddischen Theater Geschlechtergrenzen überschritten wurden, versehen mit zahlreichen Illustrationen und, je näher wir an die Gegenwart kommen, eingebetteten Youtube-Videos. Der hierauf folgende Post von Zachary Baker mit dem Titel *Khonen in Drag* ist dem Cross-Dressing in zwei Produktionen von *Der dibek. Tsvishn tsvey veltn* (*Der Dibbuk. Zwischen zwei Welten*) der 1920er Jahre gewidmet und umfasst zudem die englische Übersetzung einer Rezension aus der anarchistischen jiddischen Zeitung *Fraye arbayter shtime* (Freie Arbeiterstimme) vom 25. November 1925.

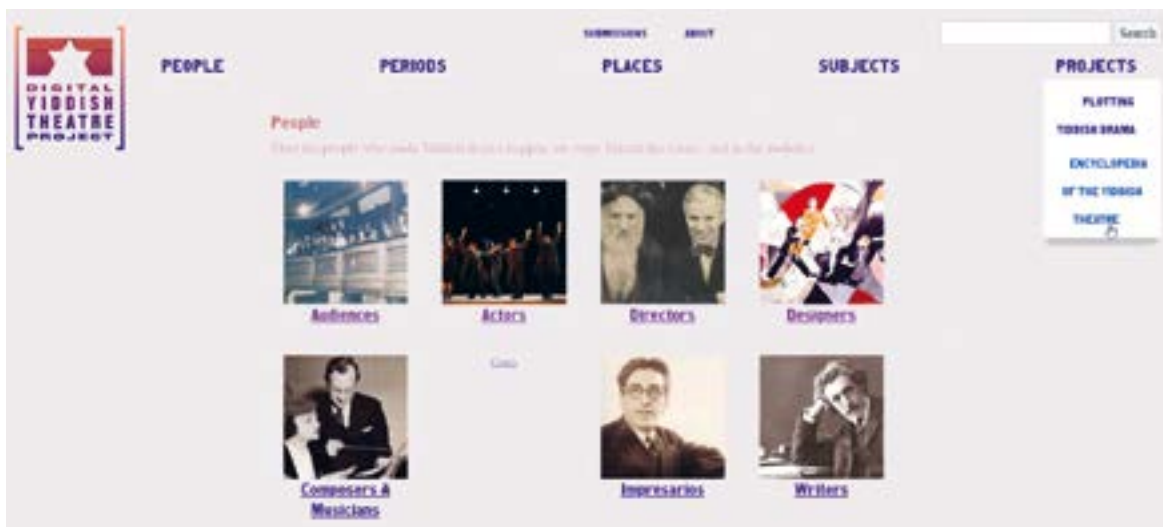
Beide Einträge zum Thema Drag sind ebenso unterhaltsam wie informativ. Ihr größter Wert liegt aber wohl darin, dass sich bei einer Suche nach den Stichworten „Jiddisch“ und „Drag“ in den Katalogen der großen Forschungseinrichtungen nicht viel finden würde. Baker und Jones erschließen die Geschichte des jiddischen Theaters auf neue, in den bereits zitierten Worten „befreiende“ Weise. Sie verweisen die Leser:innen auf weitgehend vergessene Quellen und skizzieren überspitzt ausgedrückt eine Art queere Gegentradition. In einer Zeit rechter Attacken auf Drag-Performances sowie queeres und trans Leben eröffnen diese Artikel auf bescheidende Weise etwas von den radikalen Möglichkeiten, die das jiddische Theater bis in die Gegenwart bietet.



↑ Die Schauspieler:in Molly Picon (ursprünglich Maika Opiekun) war eine Größe des jiddischen Theaters und Films in den USA und bekannt für ihre „Hosenrollen“.

durchsuchbare englischsprachige Zusammenfassungen der Handlung jiddischer Theaterstücke enthält; und 3. die digitale Veröffentlichung des siebten Bandes von Zalmen Zylbercweigs *Leksikon fun yidishn teater* (Lexikon des jiddischen Theaters), das nach wie vor eine der wichtigsten Quellen für den Gegenstand ist. Die Mitwirkenden des Projekts eröffnen mittels Methoden der Digital Humanities neue Wege in die Geschichte des jiddischen Theaters. Leser:innen profitieren von den multimedialen Möglichkeiten einer Website mit Metadaten und verschiedenen Recherchertools, die es erleichtern, Verbindungen zwischen Orten, Zeiten, Themen und Personen herzustellen.

Matthew Johnson lehrt jiddische Sprache, Literatur und Kultur am Centre for Languages and Literature der Universität Lund in Schweden. Seine Dissertationsschrift, die er gerade für den Druck vorbereitet, wird unter dem Titel *Faltering Language. On German-Yiddish Literature* als Monografie erscheinen.



← Auf der Homepage des Digital Yiddish Theatre Projects finden sich Archivmaterialien und Artikel unter anderem zu Protagonist:innen, Schauplätzen, Zeiträumen und Themen des jiddischen Theaters.

Impressum

Die nächste Ausgabe von **Jüdische Geschichte & Kultur** erscheint im Herbst 2024 – Thema: ›Scopus‹.

Kontakt

Leibniz-Institut für jüdische Geschichte und Kultur – Simon Dubnow

Goldschmidtstraße 28
04103 Leipzig
Tel. +49 341 217 35-50
magazin@dubnow.de
www.dubnow.de

Herausgeberin

Yfaat Weiss

Herausgeber des Themas

Nicolas Berg, Shaul Marmari,
Jakob Stürmann

Redaktion

Nicolas Berg, Jörg Deventer, Elisabeth Gallas, Jan Gerber, Caroline Jessen
CvD: Petra Klara Gamke-Breitschopf,
Felix Müller

Übersetzungen

David Badde/Felix Kurz (aus dem Englischen)
Margarita Lerman (aus dem Hebräischen)
Caroline Emig (aus dem Jiddischen)

Gestaltung

HawaiiF3
Büro für visuelle Kommunikation Leipzig
www.hawaiif3.de

Verlag

Metropol Verlag,
Ansbacher Straße 70, 10777 Berlin
www.metropol-verlag.de

Druck

PögeDruck, Leipzig
www.poegedruck.de

ISBN 978-3-86331-742-3
ISSN 2567-8469

© 2023 für alle Beiträge:

Leibniz-Institut für jüdische Geschichte und Kultur – Simon Dubnow.

Alle Rechte vorbehalten.

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe

Fritz Backhaus (Berlin), Orit Bashkin (Chicago, Ill.), Nicolas Berg (Leipzig), Ludwig Decke (Madison, Wis.), Karoline Feyertag (Klagenfurt), Andrew Firestone (Melbourne), Andrea Hopp (Berlin/Schönhausen), Caroline Jessen (Leipzig), Matthew Johnson (Lund), Shelly Kupferberg (Berlin), Enrico Lucca (Leipzig), Shaul Marmari (Leipzig), Benny Mer (Jerusalem), Maren Möhring (Leipzig), Ole Münch (London), Jan Rybak (Wien), Sebastian Schirrmeister (Hamburg), Daniel Siemens (Newcastle upon Tyne), Jakob Stürmann (Leipzig), Yair Wallach (London), Tanja Zimmermann (Leipzig), Emma Zohar (Haifa)

Fotovermerke & Bildquellen

Wir haben für alle Abbildungen die entsprechenden Inhaber der Rechte ermittelt. Sollten dennoch Ansprüche offen sein, bitten wir um Benachrichtigung.

Umschlag: Courtesy Robert Koch Gallery, San Francisco, **1:** Yfaat Weiss, Foto: privat, **4:** Städel Museum, Frankfurt am Main, **5:** Historisches Museum Frankfurt (C09379), Foto: Horst Ziegenfusz, CC-BY-SA 4.0, **6:** Jüdisches Museum Frankfurt, Foto: Herbert Fischer, CC BY-SA 4.0, **7:** Gift of the Oscar and Regina Gruss Charitable and Educational Foundation, Inc., TheJewishMuseum.org, **8, 9:** Privatbesitz, **10:** © Wilhelm-Hack-Museum, Ludwigshafen, **11:** bpk/Walther Gircke, **13:** Library of Congress, Geography and Map Division, G1200 .H37 1882, **14:** National Photo Collection Israel, **15:** Library of Congress, Prints and Photographs Division, LC-DIG-matpc-02291, **17, 19:** © Film Documents LLC, Courtesy Zander Galerie, Cologne, **18, 20, 21:** © Estate of Arthur Leipzig, Courtesy of Howard Greenberg Gallery, New York, **22:** © Benny Lapid, **25, 27:** Courtesy of Bishopsgate Institute, London, **26:** (oben) United States Holocaust Memorial Museum Collection, Gift of the Katz Family; (unten) Die Gartenlaube/Wikimedia Commons (gemeinfrei), **28, 29:** (1) Les Cahiers du Grif, hors-séries 3 (1997): Sarah Kofman, 27, (2) Collection F. Fleury, Nr. 1363, (3) Ville de Paris/Bibliothèque historique, NN-002-0400, **30, 31:** Wikimedia Commons (gemeinfrei), **32:** Courtesy of the Leo Baeck Institute, New York, **34:** modernbaghdad.tumblr.com/Wikimedia Commons (gemeinfrei), **35:** Library of Congress, Prints and Photographs Division, LC-M33-14429, **36:** John Phillips/The LIFE Picture Collection/Shutterstock, **38, 39:** Historisches Museum Frankfurt (B1528), Foto: Horst Ziegenfusz, CC-BY-SA 4.0, **41:** Sunny Celeste/Alamy Stock Foto, **42:** Historical Jewish Press website – www.Jpress.org.il – founded by the National Library and Tel Aviv University, **43:** Philip Williams Posters, New York, **44, 45:** Privatbesitz, **47:** Wien Museum, **48:** Wikimedia Commons (gemeinfrei), **49:** Archiwum Narodowe w Krakowie, 29/531 Straż Obywatelska w Krakowie, 29/531/0/3/70, **50:** Privat, **51:** Bundesarchiv, Bild 183-52835-0001/Günter Weiß, **52, 53:** (links) Fred Stein Archive, (rechts) Bundesarchiv, Bild 183-F0502-0206-002/Peter Koard, **54:** © Nurith Aviv/Daniel Tchetchik, **56, 57:** (oben) © Nurith Aviv, (unten) Costanza Film Distribution, **58:** Neofelis Verlag, **59:** bpk/CNAC-MNAM/Philippe Migeat, **60:** © Wallstein Verlag, **61:** bpk/United Archives/Arthur Grimm, **63:** Hentrich & Hentrich, **64:** Oxford University Press, **65:** bpk/Abraham Pisarek, **66:** yiddishstage.org, **67:** Billy Rose Theatre Division, The New York Public Library for the Performing Arts.

Titelbild: Helen Levitt, Untitled New York (Children Following Carousel), um 1940.

Abonnement- und Einzelheftbestellung

Metropol Verlag, veitl@metropol-verlag.de oder im Webshop unter www.metropol-verlag.de
Erscheinungsweise: einmal jährlich (Frühjahr), Preis: € 14,00 (D), € 17,20 (international)



Diese Maßnahme wird mitfinanziert durch Steuermittel auf der Grundlage des vom Sächsischen Landtag beschlossenen Haushaltes.